

DIE Brett McBean
MUTTER

Aus dem Englischen von Doris Hummel

FESTA

Die australische Originalausgabe *The Mother*
erschien 2006 (in gekürzter Fassung) im Verlag Lothian Books.
Copyright © 2006 by Brett McBean

© dieser Ausgabe 2010 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: iStockphoto.com
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-093-7

Für alle, die jemanden geliebt und verloren haben.

Besonderen Dank an:

Alan Clark; Tod Clark; Kelli Dunlap; Paul Goblirsch;
Leigh Haig; Mandy Hartley; Sue Harvey; Robert Hood;
Wendy Howarth; Zach McCain; Teresa Pitt; Mum und Dad
(thanks Mum!); Michelle.

Eine Fahrt auf dem Hume Highway war eine langweilige Angelegenheit. Sicher, wenn man nach Sydney unterwegs war, wurde die Landschaft ab Albury schöner und die Straße und das Umland rustikaler und ungezügelter, einfach wilder. Hier stellten die rollenden grünen Hügel eine willkommene Abwechslung zur Monotonie des endlosen Farmlandes dar, das den Streckenabschnitt in Victoria dominierte. Trotzdem zog sich die Straße auf den meisten der 886 Kilometer zwischen Melbourne und Sydney völlig flach und gerade dahin, und die Szenerie bot nichts Aufregenderes als Kühe, Rastplätze, überfahrene Tiere und Fastfood-Läden, sodass es kein Wunder war, dass sich dort so viele Unfälle ereigneten. Diese Unfälle passierten jedoch nicht nur aufgrund von überhöhter Geschwindigkeit oder Übermüdung, wie die Straßenschilder übergroß verkündeten – oft war Langeweile die Ursache. Es gab aber kein Schild, auf dem stand: »Gelangweilt? Dann nehmen Sie nächstes Mal den Flieger!«

Er wünschte sich allmählich, er *hätte* den Flieger genommen, aber er war noch nie den gesamten M31 von Melbourne bis nach Sydney gefahren, nur hin und wieder einzelne Strecken. Er hatte geglaubt, es würde ihm Spaß machen – er fuhr gerne Auto, es war Sommer und er hatte zwei Wochen Urlaub und sich extra ein paar Mix-CDs gebrannt, die ihm auf der langen Reise Gesellschaft leisten sollten.

Er schüttelte den Kopf.

Spaß würde er das nicht unbedingt nennen. Stumpfsinnig, anstrengend oder qualvoll ermüdend schon eher – und er hatte noch vier Stunden vor sich, bevor er das Ziel erreichte. Er wünschte sich ein bisschen Aufregung oder irgendetwas, das ihn von diesem endlosen Asphaltstreifen ablenkte. Dann, gerade als James Brown ausklang und Marvin Gaye begann, erregte ein Licht, das neben dem Highway schimmerte, seine Aufmerksamkeit.

Die Nachmittagssonne brannte wie Feuer und da war es nicht ungewöhnlich, dass ihre Strahlen von einer Glasscherbe oder

einem von glitzernden Mineralien durchzogenen Stein reflektiert wurden. Aber er war *so* gelangweilt, dass seine Fantasie verzweifelt nach jedem Strohalm griff. Er wurde langsamer und lenkte den Wagen auf den Seitenstreifen. Er schob den Ganghebel auf ›Parken‹, schaltete den CD-Player mitten in »What's Going On?« aus, ließ Motor und Klimaanlage laufen und dachte: *Was zur Hölle mach' ich hier? Ich bin doch keine zwölf mehr. Da liegt mit Sicherheit kein Piratenschatz.* Er könnte sich allerdings durchaus mal die Beine vertreten – ein guter, erwachsener Grund, um anzuhalten und auszusteigen –, also sprang er aus dem Auto und schlenderte den Seitenstreifen entlang.

Während er schlenderte, suchte er den Asphalt und das Gebüsch am Straßenrand beiläufig nach dem, was das Sonnenlicht reflektiert hatte, ab. Als er die Halskette am Rand des Asphalts liegen sah, blieb er stehen.

Das muss es sein, dachte er.

Er ging in die Hocke, nahm seine Sonnenbrille ab und hob die Kette auf. Sie war vielleicht nicht unbedingt ein Schatz, sah aber nach Gold aus; der Anhänger war ein Kreuz, ganz schlicht und ohne Verzierungen.

Wer verliert denn so eine Kette?, fragte er sich. So etwas wirft man ja nicht weg wie eine leere Trinkflasche. Vielleicht hatte sie auch gar niemand verloren. Vielleicht hatte ihr Eigentümer sie einfach weggeworfen, weil er keine Verwendung mehr für sie hatte. Oder vielleicht gab es auch einen noch viel finsteren Grund.

Er ließ die Kette durch seine Hand gleiten und erkannte dunkelrote Flecken darauf. Er wischte mit den Fingern darüber; sie waren klebrig und färbten seine Haut schmutzig braun. Er konnte nicht mit Sicherheit sagen, woher diese Flecken stammten, aber er nahm nicht an, dass es Rost oder Dreck war. Ihn beschlich ein komisches Gefühl. *Ob das Blut ist?*, fragte er sich still. Mittlerweile lief seine Fantasie auf Hochtouren. Diese Flecken konnten alles Mögliche sein: Farbe, Öl, Tomatensoße. Wenn es Blut war, dann altes; aber vielleicht waren die Flecken auch relativ frisch und in der Hitze nur schnell getrocknet.

Ihm drehte sich der Magen um. Er ließ die Kette fallen, erhob

sich und setzte seine Sonnenbrille wieder auf. Er kickte die Kette mit dem Goldkreuz in einen ausgedörrten braunen Busch, wo sie liegen bleiben würde, bis ihr Besitzer sie wiederfand oder bis die ganze Gegend von Bulldozern platt gewalzt wurde, um einem Freeway Platz zu machen, sodass die Kette für immer unter dem Asphalt verloren war.

Als er zu seinem im Leerlauf wartenden Wagen zurücktrottete, bemerkte er etwas in der Ferne. Er war sich nicht sicher – die blendenden Sonnenstrahlen und die flirrende Hitze über der Straße verschmolzen zu einem beinahe undurchsichtigen Dunst –, aber es sah aus wie ein Mensch. Er konnte nicht erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war, aber die Person schien neben dem Highway zu stehen und den Arm zum Trampen auszustrecken.

Trampen – in Zeiten wie diesen? Bei dieser Hitze? Als er wieder im Wagen saß, überlegte er, ob er den Anhalter mitnehmen sollte. Normalerweise tat er so etwas nicht, aber er war der Ansicht, dass er an einem Tag wie diesem seine Regel brechen und eine Ausnahme machen sollte.

Er wandte den Blick für einen Moment von der Straße ab, während er den Gang einlegte und die Klimaanlage höher stellte. Als er wieder aufblickte, war der Anhalter verschwunden.

Hä?

Er war sich sicher, dass er etwa hundert Meter entfernt jemanden hatte stehen sehen, und er war sich sicher, dass diese Person vor ein paar Augenblicken noch da gewesen war.

Hatte der- oder diejenige schon ein Auto angehalten? Er hatte keines gesehen.

Vielleicht war es doch nur Einbildung gewesen. Oder das Hitzeblimmern.

Oder der Eigentümer der Halskette war zurückgekommen und hatte sich geholt, was ihm gehörte.

Schauder krochen wie tausend winzige Spinnen seine Wirbelsäule hoch und runter.

Er glaubte nicht an Geister, aber er wusste genau, dass er einen Anhalter gesehen hatte. Und jetzt war da gar nichts mehr.

Der Tod trieb sich oft auf diesem Highway herum – davon

zeugten die unzähligen Blumen, die Bäume und Kreuze zierten, die man im Gedenken an verunglückte geliebte Menschen aufgestellt hatte. Es gab hier eine Menge ruheloser Seelen.

Vielleicht ist das doch kein so langweiliger Highway, dachte er, als er seinen Wagen wieder auf die Straße lenkte.

Als er an der Stelle vorbeikam, an der der Anhalter seiner Meinung nach gestanden hatte, hielt er seinen Kopf gerade und den Blick starr auf den langen, flachen Asphaltstreifen vor sich gerichtet.



TEIL EINS
Der Freeway

An alle, die diesen Brief lesen:

Ich denke, ich sollte damit anfangen, dass ich, wenn Sie dies lesen, vermutlich tot bin – das muss aber nicht unbedingt sein. Ich weiß nicht, was mit mir passieren wird, vielleicht halte ich es nur einen Monat aus und komme schnell wieder nach Hause, aber ich bezweifle, dass das passieren wird. Es ist viel wahrscheinlicher, dass ich den Tod finde, und das ist in Ordnung. Ob das aber in einem oder in zwanzig Jahren passiert, kann ich nicht sagen. Ich könnte also durchaus noch am Leben sein, wenn Sie meine Worte lesen. Alles, was ich sagen kann, ist: Wer Sie auch sind – suchen Sie nicht nach mir.

Während ich hier sitze und diesen Brief schreibe – obwohl ich noch unsicher bin, was ich überhaupt schreiben werde oder was ich damit zu erreichen hoffe, dass ich meine Gedanken zu Papier bringe – gießt es draußen in Strömen, und die Regentropfen prasseln wie Schrotkugeln gegen mein Schlafzimmerfenster. Es ist ein typischer, ungemütlicher Wintertag in Melbourne – das passende Wetter für den Beginn meiner Reise.

Wie ich hierher gekommen bin, ist eine lange und schmerzvolle Geschichte, aber ich denke, ich sollte sie Ihnen trotzdem erzählen, wenn Sie sich schon die Zeit nehmen, dies zu lesen.

Die Person, die ich einst war, und die, die mich jetzt aus dem Spiegel über der Kommode anschaut, sind zwei völlig verschiedene Menschen. Ich komme mir selbst fast wie eine Fremde vor. Ich weiß, wie dumm sich das anhört, aber es ist die Wahrheit. Und ich meine nicht nur mein Aussehen – dass ich auf dem Kopf statt vollem blondem Haar nun kurze, stachelige Büschel habe, fast wie goldgelbe Strohbindel. Oder dass ich dünner bin als früher und kein Make-up trage. Es ist mehr als das. Ich erkenne mich selbst nicht, wenn ich in meine Augen schaue. In ihnen liegt (oder fehlt) etwas, das mir Angst macht. Ich kann es nicht richtig erklären, aber nach allem, was ich durchgemacht und nach all den Entscheidungen, die ich getroffen habe, ist es kein Wunder, dass ich ein anderer Mensch bin als die Person, die noch vor ein paar Monaten auf dieser Welt, in diesem Haus, in diesem Körper lebte.

Okay, genug des Wahnsinns. Es gibt einen Grund, weshalb ich diesen Brief schreibe. Dieser Grund ist, glaube ich, dass ich Ihnen etwas von mir erzählen möchte – wer ich war, weshalb ich tue, was ich tue – und, am allerwichtigsten, von meiner Tochter Rebecca.

Mein süßer Liebling Rebecca. Mein ganzer Lebensinhalt. Meine einzige Freude im Leben.

Und, wenn ich dazu in der Lage bin, erzähle ich Ihnen von ihrem Tod – der Grund, aus dem ich diese Reise antrete, diese Mission, wenn Sie so wollen. Ich werden diesen Scheißkerl finden, finden und ...

Entschuldigung, ich greife vor – wie Sie sehen, bin ich noch immer ziemlich mitgenommen. Wenn ich fertig bin, wird ein Großteil dieses Briefes wegen all der Tränen, die die Tinte verschmieren, bestimmt vollkommen unleserlich sein. Aber ich will sie nicht mit den Einzelheiten meines erbärmlichen, bemitleidenswerten Lebens langweilen. Sie werden zweifellos ans Licht kommen, falls ich erreiche, was ich zu erreichen hoffe und die Medien Wind von der Sache bekommen. Nicht, dass ich mir einbilde, ich wäre eine so interessante Person oder würde mein Ziel erreichen, aber angesichts der Tatsache, dass Sie diesen Brief lesen, habe ich meine Mission in gewisser Weise erfüllt.

Und davon mal abgesehen: Hat nicht jeder eine Geschichte zu erzählen?

GAVIN, DER KÜNSTLER

Er saß in Ronnie's Roadhouse, einem bescheidenen, aber angenehmen Take-away-Restaurant außerhalb von Avenel. Es war das Einzige seiner Art auf dem Hume Freeway. (Victoria hatte den schmalen zweispurigen Highway, der sich noch immer durch den benachbarten Bundesstaat zog, zugunsten einer schnelleren Autobahn mit vier Fahrstreifen abgeschafft.) Er ließ sich gerade sein Frühstück aus Pfannkuchen mit Speck, gegrillter Ananas, Ahornsirup und geschlagener Butter schmecken, als eine Frau das Restaurant betrat.

Gavin schaufelte ein vor Sirup triefendes Stück Pfannkuchen mit Speck in seinen Mund und beobachtete sie, während sie an der Mitnahmetheke stand. Sie blickte sich um, so als suche sie nach jemandem. Es war ihr ungewöhnliches Gesicht, das Gavins Aufmerksamkeit erregte. Er lebte von ungewöhnlichen Gesichtern.

Gavin spülte das Essen mit einem großen Schluck schwarzem Kaffee hinunter und betrachtete sie weiter.

Er war sich nicht sicher, was genau denn so ungewöhnlich am Gesicht der Frau war; sonst hatte sie niemand im Restaurant bemerkt – nicht einmal die Kellnerin. Aber nach all den Jahren, in denen er die Gesichter der Menschen studiert und die Bedeutung hinter den Falten und Formen aufgedeckt hatte, war er ziemlich gut darin, das Einzigartige zu erkennen.

John Wayne – also, der hatte wirklich ein interessantes Gesicht.

Genauso wie Bette Davis.

Sylvester Stallone, Robert De Niro, Katherine Hepburn – alles Menschen mit wunderbar einzigartigen Gesichtern. Man wusste sofort, dass sie ein interessantes Leben gelebt hatten.

Aber nicht allein die Reichen und Berühmten hatten die besten Gesichter. Gavin sah jeden Tag Menschen, die er unbedingt malen wollte. Er wollte herausfinden, was unter der Haut verborgen lag, was sie wirklich zu dem machte, was sie waren. Was bedeutet der Krähenfuß an deinem linken Auge? Diese Falte,

die sich über deine Stirn zieht – welcher Schmerz, welche Sorgen haben sie verursacht? Diese Dinge interessierten Gavin.

Urpötzlich hielt die Frau ihn mit starrem Blick gefangen. Als sie auf ihn zukam, blickte er auf den Tisch hinunter und spürte, wie die Hitze in seinem Gesicht aufstieg.

Er hasste es, wenn sie ihn dabei erwischten, wie er sie beobachtete.

»Darf ich mich neben dich setzen?«, fragte sie.

Überrascht blickte Gavin auf. Die Frau stand neben seinem Tisch und lächelte ihn an. Von Nahem sah sie noch viel wunderbarer aus. Hinter ihrem Lächeln lagen ungeheure Traurigkeit und Schmerz.

»Äh, ja, klar.«

»Nur, wenn ich dich nicht störe.«

Gavin schüttelte den Kopf, sodass sein Pferdeschwanz in seinem Nacken schaukelte. »Ich würde mich über Gesellschaft freuen.«

Über Gesellschaft freuen? Scheiße, Gavin, toller Spruch.

Die Frau setzte sich und stellte ihre Tasche auf dem Boden ab.

»Ich bin Julia. Freut mich, dich kennenzulernen.«

»Gavin.« Er lächelte und versuchte dabei, so viele ihrer Gesichtszüge wie möglich zu erkennen, ohne unhöflich zu erscheinen.

Julia sah aus wie Anfang vierzig, und Gavin war normalerweise gut darin, das Alter von Leuten zu schätzen. Ihr blondes Haar trug sie modisch kurz, obwohl es aussah, als habe sie es eigenhändig geschnitten. Man hätte sie als attraktiv für ihr Alter bezeichnen können, wären da nicht ihr kaltes Gesicht und ihre seltsam dunklen Augen gewesen.

Gavin lächelte innerlich.

Diese Frau war perfekt.

Sie erinnerte ihn außerdem an ein Mädchen, das er einst gekannt hatte, obwohl Julia älter war und mehr Persönlichkeit hatte.

»Sieht gut aus«, sagte sie und nickte in Richtung seines Tellers. »Kannst du das empfehlen?«

»Absolut. Ist aber nicht gut fürs Herz.« Er spießte ein Stück

Pfannkuchen auf, das vor Sirup, Eigelb und Butter triefte, um seine Aussage zu unterstreichen.

»Wen interessiert das?«, fragte Julia. »Man lebt nur einmal, richtig?«

Gavin nickte. »Ich mag deine Einstellung.«

Als die Kellnerin vorbeikam, bestellte Julia das Gleiche wie Gavin, aber ohne Ei.

»Also, Gavin, was machst du so?«

Na, dann mal los, dachte Gavin.

»Ich bin Künstler. Maler. Hauptsächlich Öl.«

Julia lächelte, aber ihrem Gesicht fehlte unverkennbar die Wärme, was Gavins Interesse nur umso mehr steigerte.

»Wirklich? Wie aufregend. Hast du ein paar von deinen Werken dabei?«

»Draußen in meinem Bus. Ich bin auf dem Weg nach Sydney. Ich hoffe, dass ich da eine Galerie eröffnen kann. Ich habe schon ein paar interessierte Käufer gefunden, mal sehen, wie es läuft. Es ist nicht gerade konventionelle Kunst.«

»Klingt, als ob du bald berühmt wirst. Hast du mal diesen Film gesehen, *Basquiat?*«

Gavin nickte. »Ich bezweifle, dass ich je so erfolgreich sein werde wie er. Ich meine, ich wäre natürlich gerne reich und all das, aber, du weißt schon, ich mache Kunst – sie ist mein Leben, das Geld ist mir nicht so wichtig.«

Gavin wusste, dass sich das nach einem Haufen Mist anhörte, aber es war die Wahrheit.

»Warst du schon mal in Sydney?«, fragte Julia, und das Licht im Restaurant warf Schatten auf ihr Gesicht.

Gott, wie sehr Gavin sie malen wollte. Er konnte ein Leben voller Schmerz in ihr sehen, aber er wollte nicht zu aufdringlich sein. Er wollte sie nicht verschrecken. Obwohl sie ihn, erinnerte er sich dann, ja zuerst angesprochen hatte.

»Ich war im letzten Jahr öfter dort, um mich mit Leuten zu treffen und eine Wohnung zu finden, die ich mir leisten kann. Und du? Woher kommst du?«

»Melbourne.«

»Fährst du nach Sydney oder woanders hin?«

»Ich bin auf dem Weg nach Sydney, aber ich hab kein Auto – ich trampe.«

Gavin war überrascht. Landstreicher trampeten. Teenager, die von zu Hause ausgerissen, trampeten. Irre Hippie-Kannibalen aus Texas trampeten. Frauen wie Julia waren für die Straße nicht geschaffen. Weshalb, um alles in der Welt, lebte sie so und setzte sich dieser Gefahr aus?

Gavins Herz raste; sein Mund war trocken.

Diese Frau könnte sein Meisterwerk werden. Er konnte sich genau vorstellen, was die Käufer in Sydney sagen würden, wenn er ihnen ein Ölgemälde von ihr präsentierte. Verdammte, es konnte genauso gut werden wie die *Mona Lisa*.

Träum weiter, Kumpel.

Nun, sie war auf jeden Fall so verführerisch wie Da Vincis Dame.

Die Kellnerin brachte Julias Frühstück. Julia bedankte sich und begann es gierig hinunterzuschlingen.

Dann sah sie, dass Gavin sie beobachtete, schluckte und sagte peinlich berührt: »Entschuldigung, ich bin echt ein Schwein.«

»Nicht doch«, erwiderte Gavin. »Ich sehe dir sehr gerne beim Essen zu.«

Oh nein!

Julia nahm einen Schluck Kaffee. »Siehst du irgendetwas in mir?«

Gavin betrachtete ihr Gesicht eindringlich. »Dürfte ich dich malen?«, fragte er. Er hörte sich wie ein Teenager an, der ein hübsches Mädchen fragte, ob er mal ihre Titten anfassen durfte. Er war ein 28 Jahre alter Mann, aber Scheiße, Frauen hatten noch immer diese Wirkung auf ihn.

Er schob seinen Teller mit dem halb verspeisten Frühstück von sich – er war zu aufgeregt, um weiterzuessen – und fragte: »Soll ich dich nach Sydney mitnehmen? Ich meine, wenn du sowieso da hin willst, wieso solltest du dir da die Mühe machen, eine Mitfahrgelegenheit zu suchen? Ein bisschen Gesellschaft wäre nett, und, also, wenn du möchtest, könnte ich dich malen, wenn wir da sind.«

Gavin erwartete, dass sie sagte: *Ehrlich, Gavin, das wär' toll, aber mein Freund wartet auf mich. Ich will ihn überraschen, weißt du, und ich glaube nicht, dass er von dieser Idee so begeistert wäre. Er ist eher der gewalttätige, eifersüchtige Typ. Oder: Tut mir leid, aber ich vertraue dir nicht. Du scheinst ein netter Kerl zu sein, aber ...*

»Sicher, das wäre großartig. Danke.«

»Ehrlich?«

»Du scheinst ein netter Kerl zu sein.«

Gavin ignorierte den Mangel an Überzeugung in Julias Stimme und stellte sich stattdessen vor, wie er sie malen würde: welche Farben ihre Persönlichkeit am besten unterstrichen, welches der beste Winkel war; wie er ihre zarten, aber finsternen Züge einfangen konnte.

»Ich bin fertig – wenn du so weit bist ...«, sagte Julia.

Gavin starrte auf Julias leeren Teller. »Wow, das ging fix.«

»Ich hab doch gesagt, dass ich Hunger habe.«

Gavin winkte der Kellnerin zu, die eilig zu ihnen herüberkam und lächelnd fragte: »Kann ich Ihnen noch etwas bringen?«

»Nur die Rechnung.«

Die Kellnerin verließ sie wieder. Julia griff in ihre Tasche.

»Nein, bitte, das geht auf mich.«

»Ich bestehe darauf. Immerhin nimmst du mich mit.«

»Glaub mir, du tust mir damit einen Gefallen.«

Julia richtete sich wieder auf. »Was siehst du in mir? Erwinnere ich dich an jemanden?«

»Ein bisschen schon, glaube ich. Aber du ... du hast ein wirklich erstaunliches Gesicht.«

»Das hat noch nie jemand zu mir gesagt«, erwiderte Julia, und in ihren Augen flackerte überwältigende Traurigkeit.

Welchen Nerv habe ich da nur getroffen?, fragte sich Gavin. War sie missbraucht worden, als sie jünger war? War sie übergewichtig und hässlich gewesen und hatte die Gemeinheiten der Mädchen und das mangelnde Interesse der Jungs nie verwundet?

Gavin konnte so viel in ihrem Gesicht sehen und wusste doch so wenig über sie.

Die Kellnerin kam mit der Rechnung zurück. Gavin zahlte bar.

»Startklar?«, fragte er.

Julia nickte. Sie nahm ihre Tasche und stand auf.

Auch wenn Gavins Interesse an ihr nicht sexueller Natur war, konnte er nicht umhin, zu bemerken, wie ihr Hintern in ihren Jeans wackelte, als sie zur Tür ging. Und er spürte deutlich eine Bewegung im Schritt, als er an die ungefähr acht Stunden Fahrt bis nach Sydney dachte. Er würde eine ganze Weile mit ihr verbringen – eine gute Möglichkeit, jemanden näher kennenzulernen, den man eben erst getroffen hatte. Gavin wollte alles über Julia erfahren, für seine Kunst musste er einen Weg in ihre Gedanken finden; aber vielleicht fand er ja nebenbei auch einen Weg in ihre Jeans.

Er hatte Bedenken gehabt, nach Sydney zu ziehen, aber nun sah es aus, als sei das Glück ihm hold.

Ein Omen der Dinge, die noch kommen würden?

Verdammt, er hoffte es wirklich.

»Du hast wirklich Talent«, sagte Julia, als sie über den Freeway rollten.

Er hatte ihr auf dem Parkplatz des Restaurants ein paar seiner Bilder gezeigt. Er hatte Angst gehabt, sie könnten ihr nicht gefallen und sie würde seine beiden Angebote ablehnen – die Mitfahrgelegenheit nach Sydney und die Möglichkeit, für ihn Modell zu stehen – doch sie schien noch genauso entschlossen, nachdem sie seine Kunst gesehen hatte.

»Freut mich, dass sie dir gefallen.«

»Sie sind sehr düster, aber ich mag das.«

Die Leute waren entweder entsetzt von seinen Werken oder fühlten sich von ihnen angezogen. Aber wie auch immer sie auf seine Kunst reagierten, Gavin war der Ansicht, dass es viel über die jeweilige Person aussagte.

»Wenn ich ein Gesicht sehe, das mich anzieht, muss ich es malen«, bemerkte er. »Ich liebe entsetzliche Dinge – das liegt einfach in meiner Natur. Ich sehe die Dunkelheit im Licht, deshalb sind meine Bilder ziemlich ... schockierend, schätze ich.«

Er schaute Julia an. Ihre Augen waren hinter ihrer Sonnenbrille versteckt.

»Porträtmalerei, im traditionellen Sinne, finde ich langweilig. Ich dringe gern in die Menschen ein, in ihre Gefühle und Gedanken, ihre Vergangenheit, die Dinge, über die sie nicht gerne reden. In einigen Menschen sehe ich Wut, in anderen quälenden Schmerz. Ich versuche, diese Gefühle in meinen Werken wiederzugeben.«

»Und wie siehst du mich?«

Gavin lächelte, aber er kam sich komisch dabei vor, auf die Frage zu antworten. »Nun, ich denke, quälender Schmerz trifft es ganz gut.«

Es folgte eine lange Stille. Ein schwarzer BMW raste an ihrem VW-Bus vorbei. Gavin bemerkte, dass die mächtigen Eukalyptusbäume und das buschige Grasland zu beiden Seiten des Freeways von flachem grünem Farmland abgelöst worden waren.

»Du hast recht«, sagte Julia schließlich. »Ich trage sehr viel Schmerz in mir. Ich schätze, einige Menschen möchten nicht, dass andere das über sie wissen.«

Gavin war mit dieser Tatsache nur allzu vertraut. Sein Dad war abgehauen, als Gavin fünf Jahre alt war, und seine Mutter, die für ihn und seine beiden jüngeren Brüder sorgen musste, war gezwungen gewesen, sehr viel zu arbeiten. Es war keine spaßige Kindheit gewesen. Bevor er mit siebzehn auszog, verbrachte er die meisten Weihnachtsfeste damit, schlechte Cartoonserien und *Ist das Leben nicht schön?* anzuschauen (er erinnerte sich gut daran, wie bescheuert er den Titel immer schon fand) und darauf zu warten, dass seine Mutter nach Hause kam, um auf zwei unglückliche, hungrige Kinder aufzupassen. Der einzige, wenigstens annähernd festliche Gegenstand im ganzen Haus war ein Weihnachtsbaum aus Plastik, der wie das Innere eines alten Schuhs roch – und genauso leer war. Jahre später, als er Kunst am College studierte, erfand er alle möglichen Geschichten über sein schönes Leben zu Hause, um die Tatsache zu verschleiern, dass es alles andere als glücklich und schmerzfrei gewesen war. Aber die Wahrheit offenbarte sich in seinen Bildern. Damals malte er oft seine persönliche Version

der Hölle, der Todes, der Welt nach einer Zombie-Seuche. Aber das war, bevor er seine wahre Berufung gefunden und sein Talent für »innere Porträts« (wie er seine Kunst selbst nannte) entdeckt hatte. Von da an steckte er all seine Wut und seine Traurigkeit in die inneren Qualen anderer Menschen; es war die ultimative Therapie, besser als jeder Seelenklempner.

»Weißt du, es würde helfen, wenn du darüber sprichst«, fand Gavin. »Nicht nur dir persönlich, sondern auch meiner Kunst. Ich würde gerne in deine Gedanken eindringen.«

»Ich erzähle dir alles, was du über mich wissen willst, wenn du mir von einem deiner Bilder erzählst. Fairer Deal?«

»Mehr als fair. Welches Gemälde interessiert dich?«

»Da war eins von einer jungen Frau dabei: blondes Haar, grüne Augen, sehr hübsch, aber sie sah verängstigt und sehr traurig aus.«

Gavin nickte. Er hatte bei diesem Gemälde viele Blau- und Grüntöne und hier und da ein paar Spritzer Rot verwendet. Nicht sein bestes Werk, aber ein Lieblingsbild von sentimentalem Wert.

»Ich weiß, welches du meinst. Was ist damit?«

»Wer war sie?«

»Ihr Name war Stacey. Ich hab sie am College kennengelernt. Sie nahm Drogen und hat sich durch alle Betten geschlafen, um ihre Selbstverachtung zu verstecken. Ihr Vater hatte sie misshandelt und sie war bei Pflegeeltern aufgewachsen – sie hatte schon einiges erlebt.« Gavin sah zu Julia hinüber. »Möchtest du es kaufen?«

»Nein. Sie erinnert mich an jemanden, den ich mal kannte, das ist alles.«

»Oh, das klingt interessant. Erzähl mir mehr.«

»Nur eine Freundin. Sie ist tot. Erzähl du mal – wo findest du Inspiration?«

»Bei Menschen wie dir.«

»Nein, ich meine, dass du die Menschen auf diese Art malen kannst, unheimlich düster, sogar gewalttätig – das musst du doch irgendwo hernehmen.«

Gavin kurbelte das Fenster herunter. Es war ein milder Frühlingmorgen, aber mit einem Mal fühlte sich der Bus sehr

stickig an. »Ich bringe nur an die Oberfläche, wodurch sich das Gesicht eines Menschen zu seinem aktuellen Aussehen geformt hat, das ist alles. In deinem sehe ich zum Beispiel Leid und Schmerz, aber das reicht nicht aus, um ein authentisches inneres Porträt von dir zu malen. Erinnerst du dich an den Film *Das Bildnis des Dorian Gray*? Als das Bild anfang, zu altern und Dorians Sünden widerzuspiegeln? Da gab es eine tolle Aufnahme des Gemäldes in Farbe, es war abstoßend, aber authentisch. Es zeigte Dorians wahres Wesen. Und genau das möchte auch ich einfangen.«

Ein leeres Lächeln huschte über Julias Gesicht. »Ich finde deine Arbeiten einfach so ... faszinierend. Wendest du manchmal, ich weiß nicht, auch Schmerzen an, um zu bekommen, wonach du suchst?«

»Meinst du, ob ich Leuten wehtue?«

»Ja, ich denke schon.«

Gavin wand sich in seinem Sitz. »Wieso denkst du das?«

»Alle Künstler müssen doch recherchieren: Schriftsteller, Filmemacher, Maler. Sich auf die Geschichten von anderen zu verlassen, die von Schmerzen und Qualen erzählen, ist zwar bestimmt notwendig, kann persönliche Erfahrungen aber nie ersetzen. Hab ich recht?«

»Aber ich male ja nicht irgendwas. Ich male einen echten Menschen. Ein Porträt.« Nervös kurbelte Gavin das Fenster noch weiter hinunter. Luft strömte durch den Bus und kühlte sein Gesicht.

Mit emotionsloser Stimme sagte Julia: »Ich würde jemandem wehtun, wenn ich dadurch meine Kunst verbessern könnte. Ich würde niemanden umbringen, aber ihm so viel Schmerz zufügen, dass ich wüsste, wie wahre Angst aussieht.«

Gavin konnte kaum glauben, was er hörte. Seit zehn Jahren studierte er schon die Gesichter der Menschen und versuchte dabei, ihre inneren Qualen zu erkennen. War es wirklich möglich, dass diese Frau, die er vor weniger als einer Stunde getroffen hatte, ihn so gut kannte?

Mit zittriger Stimme erwiderte Gavin: »Nun, ich habe die Dinge gelegentlich ... etwas weiter getrieben.«

»Ja?«, entgegnete Julia und nahm ihre Brille ab.

Gavin drehte den Kopf, um sie anzuschauen. Jetzt konnte er ihre Augen sehen: sie waren grün und durchdringend, und in ihnen schien – auch wenn er sich da nicht ganz sicher war – ein großes Verlangen zu liegen. Flirtete sie mit ihm? Turnte es sie an, über Schmerzen zu sprechen? Sie war eine attraktive Frau, und obwohl sie ein viel zu weites T-Shirt und Jeans trug, die alles andere als schmeichelhaft waren, spürte er langsam eine gewisse Erregung. Er hatte noch nie jemanden getroffen, der so eindringlich oder geheimnisvoll war wie Julia.

»Es gab Zeiten, in denen ich andere Menschen verletzt habe. Aber ich musste es tun, um meiner Kunst zu helfen.«

»Ich verstehe«, erwiderte Julia und hielt ihren Blick dabei fest auf Gavins anschwellenden Schritt gerichtet. »Wem hast du wehgetan? Was hast du mit ihnen gemacht?«

Gavin erkannte, wie dringend Julia mehr erfahren wollte, nicht nur über das eine Gemälde, sondern über seine Methoden im Allgemeinen. Er hatte gleich gewusst, dass sie etwas Eigenartiges an sich hatte, dass eine Art Seelenverwandtschaft zwischen ihnen bestand. Sie erregte der Schmerz anderer Menschen ebenfalls. Sie schien ebenso geil zu sein wie er, also sagte er, während sein Herz raste wie ein Hase auf Speed: »Wenn du mir einen bläst, verrate ich's dir.«

Julia sah ihn mit einem Blick an, der, da war er ganz sicher, sinnlich sein sollte – aber ebenso gut Ekel hätte bedeuten können – und sagte: »Okay.«

Gavin konnte seine Aufregung kaum verbergen.

Ich wusste es – sie ist genauso geil wie ich.

Mit einer Hand hielt er das Lenkrad fest, während er mit der anderen seinen Schwanz aus der Hose befreite. Er wurde in seiner Hand hart.

»Fahr weiter«, sagte Julia, als sie ihren Gurt öffnete, sich zu ihm hinüberbeugte und seinen Schwanz in den Mund nahm.

»Also, einmal war da dieses Mädchen, dem ich gesagt habe, dass ich sie vergewaltige, wenn sie mir keinen bläst. Das war in meiner Wohnung in Brunswick, spät nachts. Ich hatte schon früher mit ihr gearbeitet und erste Skizzen von ihrem Gesicht

gemacht. Aber ich musste noch mehr Schmerz sehen, mehr Angst. Mit dem Bild lief es einfach nicht so gut, wie ich gehofft hatte. Sie vertraute mir, also kam sie eines Samstags zu mir. Aber ich war total frustriert von meiner Arbeit, wurde wütend auf sie und sagte ihr, dass ich sie vergewaltigen würde, wenn sie mir nicht gab, was ich wollte.«

Julia ließ seinen Schwanz mit einem nassen Schlürfen los.
»Und hast du?«

Schweißperlen tropften von seiner Stirn; er wischte den Schweiß mit seinem Unterarm weg. »Ja. Ich hab sie auch ziemlich übel verprügelt. Hinterher, als das Bild fertig war, flehte ich sie an, es niemandem zu erzählen. Ich versicherte ihr, falls ich das Bild erfolgreich verkaufen sollte, würde ich ihr die Hälfte des Geldes abgeben. Sie war einverstanden, und ich habe es tatsächlich für einen ganz guten Preis verkauft. Sie hat es nie jemandem erzählt.«

Während sie seinen Ständer streichelte, fragte Julia: »Wie hast du dich dabei gefühlt?«

»Ihr wehzutun?«

Julia nickte.

Gavin atmete tief ein. Er war schon so weit, wieso sollte er ihr da nicht einfach alles erzählen? Außerdem wollte er, dass sie mit dem Blowjob weitermache, und seine Geschichte schien sie anzuturnen. »Es fühlte sich gut an. Richtig gut. Ich wollte immer mehr, musste noch mehr Angst sehen, mehr Schmerz.«

Julias Mund legte sich wieder um seinen steifen Schwanz und sie machte voller Eifer weiter.

Sie genießt das richtig.

»Dieses blonde Mädchen von dem ich dir erzählt habe, Stacey? Ich hab gelogen. Sie war kein Junkie, den ich vom College kannte.«

Julia zog sich abrupt zurück. Ihre Lippen tropften. Sie wischte sich die Spucke ab und sagte mit weit aufgerissenen, sorgenvollen Augen: »Wer war sie dann?«

Meine Güte, die hat aber wirklich eine Schwäche für dieses Bild. Vielleicht ist sie bisexuell. Also, das könnte noch richtig interessant werden ...

Julia hatte aufgehört, seinen Schwanz zu streicheln, aber er lag noch immer steif in ihrer Hand, wobei erste Lusttropfen aus seiner Harnröhre traten. »Was tust du, wenn ich es dir sage?«

Sie antwortete sofort: »Was immer du willst.«

»Machst du weiter?«

Julia atmete tief ein und zitternd wieder aus.

Sie kann's kaum erwarten. Sie will das fast genauso sehr wie ich.

»Wenn du versprichst, mir die Wahrheit zu sagen.«

»Die kriegst du«, keuchte Gavin.

Julia beugte sich wieder nach unten.

Gavin stöhnte. Die Frau war gut.

Das muss ihr richtig Spaß machen.

»Stacey war ein Mädchen, das ich letztes Jahr auf einer meiner Fahrten nach Sydney aufgesammelt habe. Keine Ahnung, ob sie wirklich so hieß, aber sie war ein hübsches blondes Ding. Ich hab ihr gesagt, dass es gefährlich ist, so zu reisen, besonders für jemanden wie sie, aber sie machte sich keine Sorgen und war sehr vertrauensvoll. Ich bewunderte das, fand sie wunderschön, faszinierend ...«

Julia bearbeitete ihn richtig heftig; es fiel ihm schwer, sich auf die Geschichte zu konzentrieren, aber er erzählte weiter.

»Ich hab ihr gesagt, dass ich sie malen will, dass hinter ihrer Schönheit und ihrem Selbstbewusstsein Schmerz und Unsicherheit liegen. Ich hab ihr erklärt, was ich alles mit ihr machen könnte, weil sie sich ja voll und ganz meiner Barmherzigkeit ausgesetzt hatte, besonders hier auf dem Freeway – immerhin war sie zu einem Fremden ins Auto gestiegen ...«

Er konnte fühlen, wie der Höhepunkt näherkam. Sich an Stacey zu erinnern, an ihre Schönheit, ihre Angst, turnte ihn genauso an wie das, was Julia tat.

»Ich hab ihr gesagt, ich könnte ebenso gut ein Vergewaltiger sein, ein Mörder oder selbstmordgefährdet, und da hat sie richtig Angst gekriegt. Als ich ihr angedroht habe, dass ich sie vergewaltigen würde, fing sie an zu weinen und aus dem Fenster zu schreien. Das hat mich so angeturnt, dass ich ihr tatsächlich wehgetan habe, aber es war nicht meine Schuld, ehrlich, es lag außerhalb meiner ... meiner ...«

Er stöhnte, als er kam und sich heftig in Julias Wärme ergoss. Es schoss in mächtigen Strahlen aus ihm heraus und ließ ihn bis in sein Innerstes erzittern.

Bald war er leer.

Julia sprang auf, drehte sich zum Beifahrerfenster um, kurbelte es hinunter und übergab sich.

Muss wohl zu viel Wichse für sie gewesen sein.

Gavin zuckte zusammen, als er sie würgen hörte und den galligen Geruch wahrnahm.

Als Julia ihren Kopf wieder in den Wagen zog, tropfte weißliche Spucke von ihrem Mund, und in ihren Augen standen Tränen. Sie wischte beides mit ihrem Ärmel ab.

Gavins Schwanz schrumpfte wieder und er packte das schlaffe Ding zurück in seine Hose, sein Kopf vom post-orgiastischen Hochgefühl noch immer etwas schwindelig. »Fantastisch«, sagte er.

»Sag mir, was du mit ihr gemacht hast«, forderte Julia.

»Ich hab den Wagen angehalten, hab ihr ein paar verpasst und versucht, sie dazu zu bringen, mir einen zu blasen. Ich hab's aber nicht geschafft, also hab ich sie aussteigen lassen. Allerdings nicht, ohne ihr einzuschärfen, dass ich ihren Namen kenne und weiß, dass sie nach Sydney will, und dann hab ich sie gewarnt, lieber keinem davon zu erzählen, sonst ...« Gavin lachte. »Als ob ich sie je wiedergefunden hätte. Trotzdem hab ich bekommen, was ich wollte, und als ich zu Hause war, hab ich das Bild gemalt, das dich so fasziniert.«

Julia sackte in ihrem Sitz zusammen. Sie öffnete ihre Tasche, holte eine Flasche Sprite heraus und nahm einen kräftigen Schluck. »Dann hast du sie nicht getötet?«

Gavin warf Julia einen ungläubigen Blick zu. »Sie getötet? Gott, ich bin doch kein Killer. Ich tue, was ich für meine Kunst tun muss, aber ich würde nie jemanden umbringen.«

»Oh.« Julia klang beinahe enttäuscht.

»Tja, so viel zu Stacey. Ich hab noch eine Menge mehr Geschichten wie diese. Wie wär's: Wenn wir nach Sydney kommen, machen wir da weiter, wo wir hier im Auto aufgehört haben, und ich erzähle sie dir?«

»Sicher«, antwortete Julia und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Sie reichte ihm die Spriteflasche. »Möchtest du?«

Gavin nahm einen Schluck aus der Flasche. Es fühlte sich gut an, als das süße Getränk seine Kehle hinunterfloss. Er gab ihr die Flasche zurück. »Und, was treibt dich an?«, wollte er wissen. »Wie waren deine Eltern so? Worauf stehst du? Ich möchte mich endlich in deinen Kopf eingraben.«

»Für deine Kunst?«

»Ganz genau.«

»Ich bin niemand«, sagte Julia in sachlichem Ton. »Ich tue, was ich tun muss, um zu überleben.«

Gavin wandte sich zu ihr um. Auf Julias Gesicht lag tiefe Trauer. »Weißt du was?«, begann er. »Du kannst das Porträt von Stacey haben. Ich schenke es dir.« Er streckte seine Hand aus und streichelte Julias Wange. Ihre Haut war kühl und weich.

»Hast du irgendwelche Tattoos?«, fragte sie.

Gavin zog seinen Arm zurück und lächelte. »Ein einfaches ›Dankeschön‹ hätte gereicht.«

Julia erwiderte sein Lächeln nicht.

»Also, das kannst du herausfinden, wenn wir in Sydney sind«, antwortete Gavin.

Als Julia die Sprite ausgetrunken hatte, warf sie die Flasche aus dem Fenster.

»Hey, wir fahren fast 120. Eine leere Flasche ist wie ein Stein.« Er sah in den Rückspiegel; glücklicherweise war die Straße hinter ihnen ebenso leer wie vor ihnen.

Julia kurbelte das Fenster hoch. »Wo du doch Künstler bist, dachte ich, du hättest wenigstens ein kleines Tattoo.«

»Ziemlich klischeemäßig, findest du nicht?«

Julia zuckte die Achseln.

Gavin sah, wie ihre Brüste wackelten. Erst jetzt erkannte er, dass Julia keinen BH trug, und auch wenn er liebend gern weiter auf ihre Brüste gestarrt hätte, wandte er seinen Blick wieder auf die Straße. Er würde nie in den Genuss von Julia und ihren wackelnden Brüsten kommen, wenn sie zermatscht auf dem Hume Freeway lagen.

»Turnt dich das an? Männer mit Tattoos?«

Julias Gesicht blieb versteinert. Ihre Augen waren wieder hinter der Sonnenbrille versteckt.

»Ja, tut es.«

Er hatte sich eigentlich schon immer ein bisschen Kunst auf seinem Körper gewünscht – eine kleinere Version eines seiner Werke vielleicht oder Munchs *Der Schrei* auf seinem Rücken –, aber er war ein zu großer Angsthase. Er hasste Nadeln, und Schmerz hasste er noch mehr. Er liebte es, den Schmerz anderer Menschen zu erforschen, aber wenn es um seinen eigenen Körper und seine eigene Seele ging, hatte er schon so viel Schmerz erfahren, dass es für ein ganzes Leben reichte.

»Ich fürchte, ich bin ein zu großes Weichei, deshalb hab ich mir nie ein Tattoo stechen lassen«, seufzte Gavin. »Vielleicht lass ich mir in Sydney eins machen. Du kannst mir helfen, das Motiv auszusuchen – eins, das dich ganz heiß macht.«

Julia drehte sich zu ihm um. »Ich erwarte nicht, dass du das tust, Gavin. Ich hasse Tattoos.«

»Ich dachte, du hättest gesagt, sie machen dich scharf.«

Julia zuckte die Schultern.

Gavins Schwanz rührte sich.

Julia wandte sich wieder nach vorne. »Ich muss zur Toilette. Können wir am nächsten Rastplatz anhalten?«

Gavin musste auch.

»Klar, da müsste bald einer kommen.«

Gavin machte seinen Reißverschluss zu, trat vom Urinal zurück und ging zu den Waschbecken hinüber. Es gab drei Becken. Gavin wählte das neben dem Eingang. Seife fand er keine, also drehte er den Heißwasserhahn etwas weiter auf und wusch sich die Hände.

Als er fertig war, hielt er seine Hände unter das Gebläse des Trockners und stellte sich vor den Spiegel.

Er würde sicher nie die Hauptrolle in einer Seifenoper bekommen, aber er war auch alles andere als hässlich. Durch sein unscheinbares Aussehen fiel er in einer Menschenmenge nicht auf: dickliches Gesicht; die Haare unmodisch und vielleicht etwas zu lang, blasse, trockene Haut. *Wenn ich in Sydney bin,*

lasse ich mir die Haare schneiden, werde Mitglied in einem Fitnessstudio, trinke weniger Kaffee, ficke jede Menge hübscher Models ... Ich werde ein richtig hipper Metrosexueller.

Er untersuchte seine Zähne im Spiegel und überprüfte seinen Atem. Zwischen seinen Zähnen steckten keine Essensreste, aber sein Atem hätte einen Kaugummi vertragen. Leider hatte er keinen – Julia musste also seinen etwas schalen Mundgeruch ertragen.

Er rülpste und roch an seinen Achseln – nein, Rexona hatte ihn nicht im Stich gelassen. Er war nun völlig kaffeeleer und sein Körpergeruch bestens – er war bereit für den letzten Abschnitt seiner Reise.

Er verließ die öffentliche Toilette. Draußen sah er sich nach Julia um. Er konnte sie nirgends entdecken und da er annahm, dass sie noch nicht fertig war, setzte er sich an einen der Holztische, die ein Stück vom Toilettenhäuschen entfernt standen, und wartete. Er beobachtete, wie ein Mann auf den Rastplatz fuhr, ausstieg und sich eine Zigarette anzündete. Er sah eine Familie anhalten, die einen Jungen aussteigen ließ, der sich übergeben musste. Er schaute zu, wie Autos vom Rastplatz wieder auf den Freeway fuhren und sah, wie Frauen die Damen-toilette betraten und wieder herauskamen, aber keine von ihnen war Julia. Nachdem er zehn Minuten gewartet hatte, stand er auf und ging zu einer Frau hinüber, die eben aus dem Toilettenhäuschen gekommen war.

»Entschuldigen Sie«, sprach er sie an, »war in der Toilette außer Ihnen noch jemand?«

Die Frau sah ihn an, als habe er sie gerade aufgefordert, sich auszuziehen. »Wie bitte?«

»Meine Tochter hat mir gesagt, sie müsse auf die Toilette. Das war von fünfzehn Minuten und sie ist immer noch nicht zurück. Ich mache mir langsam Sorgen.«

Die Frau entspannte sich. »Oh. Also, die Kabinen waren alle leer, als ich drin war.« Sie schaute sich auf dem Rastplatz um, vermutlich, um nach einem kleinen Mädchen zu suchen.

»Wie sieht sie denn ...?«

Gavin ließ die Frau stehen und suchte den Parkplatz, seinen

Bus (leer) und den umliegenden Wald ab. Als er Julia auf dem Pkw-Parkplatz nirgends fand, suchte er auf dem Lkw-Parkplatz weiter, aber dort war sie auch nicht. Schließlich stellte er sich neben den Freeway und blickte die lange flache Straße entlang. Seine Mona Lisa war nirgendwo in Sicht.

»Scheiße!«

In ihm stiegen Wut und Traurigkeit auf. Wie konnte Julia ihm das antun? Das war nicht fair. Sie wäre perfekt gewesen: all dieser Schmerz in ihr, all das Leben, das er nun nie entdecken würde.

Was hab ich denn getan? Hab ich irgendwas gesagt?

Ihm fiel nichts ein, was er gesagt oder getan haben könnte, um Julia in die Flucht zu treiben.

Während er mit schweren Schritten zu seinem Bus zurückging, fragte er sich, wohin sie wohl verschwunden war; er hoffte, dass es ihr, obwohl sie ihn traurig gemacht hatte, gut gehen würde.

Er zweifelte daran.

BILL, DER REISENDE VATER

Er beglückwünschte sich dazu, dass er die Klimaanlage des Jaguars letzte Woche hatte nachfüllen lassen, denn draußen waren glühend heiße 41 Grad. Die Luft war bereits trocken und drückend gewesen, als er Melbourne am Morgen verlassen hatte; während er nun über den Freeway rollte, flirrte die Hitze über dem Asphalt. Wie irgendjemand bei diesen Temperaturen ohne Klimaanlage unterwegs sein konnte, war ihm ein Rätsel. Dass manche Leute tatsächlich ganz ohne Klimaanlage durchs Leben gingen, schien ihm archaisch und dumm, Punktum.

Während er am letzten Rest Tabak seiner Marlboro zog und die Kippe dann im Aschenbecher ausdrückte, dachte Bill an all die Autos mit heruntergekurbelten Fenstern, die ihm in den letzten paar Stunden begegnet waren. Eine Art natürlicher Klimaanlage.

Bill schnaubte.

Wenn es die Art der Natur war, den Leuten verschmutzte Luft in ihre ohnehin schon verbrannten Gesichter zu blasen, dann zog er die Technologie der Natur jederzeit vor. Sicher, die kühle Luft, die ihm ins Gesicht wehte, trocknete seine Haut aus, und der Preis, den er dafür zahlen musste – den er für die Instandhaltung zahlen musste – war das reinste Gift für sein Magengeschwür, aber er nahm diesen kleinen Preis gern in Kauf, wenn er sich dafür an so heißen Tagen wie diesem nicht totschwitzte.

Mit geübter Geschicklichkeit zog er eine weitere Zigarette aus der Schachtel, zündete sie mit dem Zigarettanzünder an, steckte sie zwischen seine trockenen, dünnen Lippen und zog ausgiebig daran.

Mark würde sich garantiert noch im selben Moment über den Zigarettengeruch beschweren, in dem Bill aus dem Wagen stieg. Er hatte keine Ahnung, wie oft er dem Jungen schon versprochen hatte, das Rauchen aufzugeben. (»Ich hör morgen auf, Kumpel, versprochen«, sagte er dann – immer morgen.) Mark liebte es, im Jaguar mitzufahren, aber er hasste den »ekligen Geruch«,

wie er es nannte, mit derselben Inbrunst, mit der Bill Glorias Parfüm hasste.

Flieder, Lavendel, Moschus – er konnte sich nicht mehr erinnern, was es war, aber wie immer der Duft auch hieß, es war einer dieser zuckersüßen Frauendüfte, von dem er Kopfschmerzen bekam und sich ihm der Magen umdrehte. Manchmal fragte er sich, ob das der Grund war, weshalb er so viel rauchte: Was als dringendes Bedürfnis begonnen hatte, diesen widerlichen, erdrückenden Parfümgeschmack in seinem Mund loszuwerden, hatte sich in eine maßlose Zwei-Schachteln-pro-Tag-Sucht verwandelt. Und dennoch gab es Zeiten, in denen er schwören könnte, ihr Parfüm noch immer zu schmecken.

Er vermutete, dass Gloria wusste, wie sehr er diesen Duft hasste, und sich absichtlich stärker einsprühte, nur, um ihn in Rage zu bringen. Wahrscheinlich kaufte sie absichtlich eine große Flasche und badete in dem Zeug, bevor er kam.

»Schlampe«, murmelte Bill.

Das Klingeln seines Telefons durchschnitt die durchdringenden Klänge von Credence Clearwater Revivals ›Down on the Corner‹. Er stellte das Radio leiser, griff nach seinem Handy und klemmte es zwischen seine Schulter und sein Kinn, sodass er gleichzeitig sprechen und rauchen konnte.

»Bill Singleton?«

»Dad, wie lange noch?«

Bill lächelte. Dies war der erste von vielen Anrufen seines zehnjährigen Sohnes am heutigen Tag.

»Ich bin noch nicht mal an der Grenze, Kumpel.«

Mark wusste, wie lange die Fahrt von Melbourne nach Sydney dauerte, inklusive Pinkel- und Essenspausen, aber der Kleine war jedes Mal so aufgeregt, wenn sein Dad ihn in den Ferien für zwei Wochen wieder zu sich nach Melbourne holte, dass er alle paar Stunden anrief, um nach Bills voraussichtlicher Ankunftszeit zu fragen.

»Ich hoffe, du rauchst nicht.«

»Natürlich nicht.« Bill nahm einen Zug und blies einen Rauchkringel aus. »Ich hab aufgehört zu rauchen, das hab ich doch versprochen.«

- »Hast du nicht.«
- »Hab ich doch.«
- »Schwörst du's?«
- »Wie immer.«
- »Daaaaaad!«

Bill kicherte. Ein alter Scherz, den sich Bill schon x-mal mit Mark erlaubt hatte. »Okay, du hast mich erwischt. Ich rauche eine Zigarette. Aber nur die eine.«

Marks Antwort war ein langer Seufzer. »Du hast versprochen, dass du aufhörst. Ich hasse diesen ekligen Geruch.«

»Das weiß ich doch, Kumpel. Ich hör morgen auf.«

»Sicher.«

»Warst du heute Morgen schwimmen?«

»Ja, aber unser Pool ist scheiße. Er ist zu klein.«

Bill lachte. »Solche Wörter lässt du deine Mum besser nicht hören. Ist sie da?«

»Sie ist oben. Sie badet. Soll ich sie holen?«

Bill dachte: *Wir wollen doch die Prinzessin nicht beim Baden stören.*

»Nein, schon okay. Ich sehe sie noch früh genug.«

»Ich kann's kaum erwarten, in deinem Pool zu schwimmen. Der ist viel besser.«

Da konnte Bill nicht widersprechen. »Er ist sauber und ein-satzbereit. Ich hoffe, du bist schon stubenrein.«

»Dad, das ist eklig.«

»Alles an mir ist eklig, wenn man dich so hört.«

»Nur das Rauchen.«

»Na ja, wenn du willst, kann ich auch wieder umdrehen. Ich will ja nicht, dass du dich ekelst.«

»Nein«, sagte Mark sofort, und dabei lag ein Anflug von Angst in seiner Stimme.

»Hey, ich mach doch nur Spaß«, versicherte Bill, überrascht, dass Mark seine gespielte Drohung so ernst genommen hatte. Manchmal vergaß er einfach, wie jung Mark noch war. Er war zwar ein cleverer Junge, aber trotzdem.

»Ich bin in ungefähr acht Stunden da, okay? Mit ekligem Auto und allem Drum und Dran.«

»Okay. Beeil dich. Mir ist langweilig.«

»Ich versuch's. Bis später, Kumpel.«

»Tschüss, Dad.«

Mark legte auf. Bill steckte sein Nokia wieder ins Ladegerät.

Mark würde in drei bis vier Stunden wieder anrufen; vielleicht auch früher, wenn er so über das Verhalten des Jungen in letzter Zeit nachdachte.

Ich hoffe, es geht ihm gut, dachte Bill, und ihn beschlich wieder dieses leise Gefühl der Sorge, das er neuerdings jedes Mal verspürte, wenn er mit seinem Sohn sprach oder ihn sah.

Er rauchte die Zigarette zu Ende, drückte sie im Aschenbecher aus, sodass der kleine Berg gekrümmter Zigarettenstummel noch ein wenig weiter wuchs, und drehte das Radio wieder auf. Es lief die lange Version von ›Light my Fire‹.

Irgendwie passte der Song – bei all den Bäumen am Rand des Freeways und der sengenden Sonne lag ein Feuer immer im Bereich des Möglichen.

Er trommelte beim Instrumentalteil des Songs mit den Fingerspitzen auf dem Lenkrad und war so in den hypnotisierenden Klängen von Manzareks Keyboard gefangen, dass er die Frau beinahe übersah, die am Straßenrand entlangtrottete. Er nahm sie nur noch aus dem Augenwinkel wahr.

Sein erster Instinkt war, weiterzufahren. Es gehörte nicht zu seinen Gewohnheiten, Anhalter mitzunehmen, und er wollte zügig weiter nach Sydney. Aber dann dachte er daran, dass die Frau da draußen buchstäblich durch die Hölle ging, von der Gefahr, in die sie sich ganz allein als Anhalterin begab, ganz zu schweigen, und so setzte er doch den Blinker und fuhr links ran. Als er die Tür öffnete, schlug ihm ein Feuerball aus heißer Luft ins Gesicht. Er begann sofort zu schwitzen, und aufgrund der drückenden Hitze fiel ihm das Atmen schwer.

Heilige Scheiße, dachte er und streckte sich, um die Tür wieder zu schließen.

Als die Frau näher kam, rief er: »Hey, wollen Sie mitfahren?«
Sie nickte.

Die Frau war etwa in Bills Alter, Anfang fünfzig, mit ultrakurzem blondem Haar, das dringend mal gewaschen werden

musste. Ihr Gesicht war knallrot, wie in Blut getränkte Rote Bete.

Kurz bevor sie seinen Wagen erreichte, dachte Bill daran, wie die Frau seine Ledersitze durchschwitzen würde, ermahnte sich aber sofort, nicht so ein Pedant zu sein. Er konnte schließlich jederzeit in die Waschanlage fahren und den Wagen innen gründlich reinigen lassen.

Sein Sauberkeits- und Ordnungswahn waren Gloria schrecklich auf die Nerven gegangen – er konnte ihre nasale Stimme förmlich hören: *Sei nicht so verdammt pingelig. Ich hab noch nie jemanden getroffen, der ein größerer Sauberkeitsfanatiker war als du.*

»Danke«, sagte die Frau, als sie den Jaguar erreichte. Sie trug Khakishorts, ein weißes T-Shirt und eine Sonnenbrille. Sie hatte einen schlanken Körper, ihre braungebrannten Beine wirkten kräftig, und sie schien keine einzige Speckfalte zu haben. Über ihrer Schulter hing eine große Sporttasche. Sie sah groß aus und schien unpraktisch zu tragen zu sein, besonders für eine so schmale Person.

Bill sprang aus dem Wagen und öffnete die hintere Tür. »Werfen Sie Ihre Tasche hier rein. Im Kofferraum ist zu viel Müll.«

Die Frau schwang die Tasche vom Rücken, stellte sie auf dem Boden ab und öffnete den Reisverschluss. Sie holte eine Wasserflasche heraus, trank laut ein paar große Schlucke und packte sie wieder ein. Dann hievte sie die Tasche hoch und warf sie in den Kofferraum des Wagens.

Bill versuchte, den Schmutz und Staub auf der Tasche zu ignorieren, was ihm jedoch nicht gelang, und beim Gedanken daran, wie sie seinen schönen Wagen verdreckte, biss er krampfhaft die Zähne zusammen. Aber er wusste, dass es keinen Sinn hatte, sich über solche Dinge aufzuregen und dass er sich einfach entspannen sollte: er war mal wieder pingelig.

»Nichts wie raus aus dieser Hitze«, sagte Bill und stieg wieder ins Auto.

Die Frau tat es ihm nach und brachte dabei einen nicht unangenehmen Geruch aus Schweiß und Sonnencreme mit sich.

»Oh, das ist ja wie Zauberei hier drinnen«, seufzte sie. »Ich bin da draußen fast gestorben. Vielen Dank, dass Sie angehalten haben.« Sie lächelte.

Bill lächelte zurück. »Kein Problem. Wohin wollen Sie?«

»Sydney.«

»Perfekt. Da fahre ich auch hin.«

Das Gesicht der Frau sah nun gar nicht mehr nach Rote Bete aus; es war hellrosa, aber noch immer schweißbedeckt. »Ich bin Joan. Und ich schwitze hier ihren wunderschönen Wagen voll.«
Ja, das sehe ich.

»Im Kofferraum ist ein Handtuch. Soll ich es Ihnen holen?«

Joan nickte. »Das wäre toll ...«

»Entschuldigung. Bill. Bill Singleton.«

»Danke, Bill.«

Er öffnete per Knopfdruck den Kofferraum und stieg mit einem Seufzer, von dem er hoffte, dass die Frau ihn nicht gehört hatte, wieder aus dem Auto. Im Kofferraum fand er das frische Handtuch, das er normalerweise mitnahm, um verschüttete Getränke oder Marks Erbrochenes wegzuwischen, wenn er mal wieder reisekrank war. Er schloss den Kofferraum und stieg schnell wieder in den Wagen, froh, der erdrückenden Hitze wieder entkommen zu sein.

Er reichte Joan das Handtuch. Sie bedankte sich und wischte sich Gesicht und Hals ab.

Während Joan damit beschäftigt war, sich abzutrocknen, warf Bill einen Blick auf ihre Brüste – durch das nasse T-Shirt konnte er den Stoff ihres BHs sehen. Er fühlte sich jedoch sofort schuldig, wie ein Perverser oder ein geiler Teenager, deshalb schaute er wieder nach vorne und schnallte sich an.

»Wo hätten Sie's denn gern?«

»Was?« Für einen kurzen, peinlichen Moment dachte Bill, sie habe ihn erwischt.

»Das Handtuch? Es ist ganz nass.«

»Oh, einfach hinten auf den Boden.«

Sobald Joan das Handtuch nach hinten geworfen und sich angeschnallt hatte, fuhr er wieder auf den Freeway auf und pendelte sich bald bei 130 ein.

»Tolles Auto«, sagte Joan. »Haben Sie das schon lange?«

»Vielleicht ein Jahr. Sie ist ein Spitzengeschoss, aber der Unterhalt ist verdammt teuer.«

Na, nach wem klingt das denn?, dachte er mit einem Grinsen.

Aber eigentlich war das eine Beleidigung für seinen Jaguar – der nervte ihn nicht jede Minute des Tages und roch um Längen besser als seine Exfrau.

»Sind Sie Arzt oder so?«

»Nein. Ist mir viel zu blutig.« Er drehte sich zu ihr und grinste.

Joan lächelte nicht. Erst, als sie sein Grinsen sah, nickte sie und sagte: »Oh, verstehe. Alles klar.«

»Schlechter Witz, tut mir leid. Davon hab ich noch jede Menge mehr.«

»Tja, ist 'ne lange Fahrt bis nach Sydney. Vielleicht hör ich sie ja alle noch.«

»Nein, Sie springen aus dem Auto, lange bevor es dazu kommt.«

»So schlimm können sie doch gar nicht sein.«

»Warum ging das Huhn über die Straße?«

Joan zuckte die Schultern.

»Um vor meinen schlechten Witzen zu fliehen.«

Joan lachte. Bill fand, dass es sehr schön klang.

»Sehen Sie? Ich hab's Ihnen ja gesagt.«

Ihr Lachen verstummte abrupt. »Dann sind Sie Komiker?«

»Denken Sie, ich würde mit solchen Witzen einen Wagen wie diesen fahren, wenn das der Fall wäre? Ich fürchte, alles, wozu ich gut bin, ist, eine Softwarefirma zu managen.«

»Ein Manager, wie?«

»Ja. Ich bin ein richtiger David Brent. Nur, dass ich entschieden lustiger bin.«

»Wer?«

»Sie haben *The Office* nicht gesehen?«

»Ist das ein Film?«

»Fernsehserie.«

»Die muss ich wohl verpasst haben.«

»Sie müssen sich die DVD kaufen. Holen Sie sich beide Staffeln, die sind ...« Er hielt inne. Er wusste nichts über Joan. Er

wollte sie mit all seinem Gerede über Jaguare und DVDs nicht beleidigen. Soviel er wusste, konnte sie ebenso gut obdachlos oder bettelarm sein. Wieso sollte sie schließlich trampen, wenn sie Geld hatte?

»Die sind was?«, fragte Joan.

»Lustig. Einfach lustig. Sagen Sie, ist Ihr Wagen stehen geblieben oder so?«

»Nein.«

Er wartete. Als sie keine Erklärung folgen ließ, fragte er: »Stört es Sie, wenn ich rauche?«

»Es ist Ihr Auto.«

Er zog eine Marlboro aus der Schachtel in seiner Hemdtasche. »Wollen Sie eine?«

»Ich rauche nicht.«

»Sind Sie sicher, dass es Sie nicht stört, wenn ich rauche? Ich sollte sowieso aufhören. Ich hab es meinem Sohn schon tausendmal versprochen.«

»Es stört mich wirklich nicht.«

Er zündete die Zigarette an, nahm ein paar kräftige Züge und blies den Rauch in Richtung Fahrerfenster aus, weg von Joan.

»Wie heißt Ihr Sohn?«

»Mark. Er ist zehn.«

»Und Mark mag es nicht, wenn Sie rauchen?«

»Er hasst es. Er denkt, Leute, die rauchen, seien Idioten und sollten sich mal den Kopf untersuchen lassen.«

»Klingt nach einem klugen Kerlchen.«

»Blitzgescheit. Er weiß alles über Computer, Elektronik und Sex. Na ja, nicht alles über Sex, aber er weiß mehr darüber als ich in seinem Alter. Scheiße, ich war fünfzehn, als ich zum ersten Mal von der Klitoris gehört habe – und selbst da wusste ich nicht, was das ist. Mark weiß nicht nur, was das ist, sondern auch, was ihr einziger Zweck ist.« Bill schüttelte den Kopf und zog an seiner Zigarette.

»Man bringt ihnen diese Dinge heute sehr früh bei, nicht?«

»Ich glaube, die Kinder werden einfach schlauer. Wegen der ganzen Technologie, Internetzugang und all diesen Sachen. Ich glaube, dass die Zeiten schlichter waren, als wir klein waren, und

wir waren es eben auch. Heute können sich die Kinder mit einem Mausklick einfach über alles informieren, von Pokemon bis G-Punkt. Das macht einem Angst.« Bill sah zu Joan hinüber.
»Tut mir leid, ich schweife ab.«

»Abschweifen ist doch gut. Da geht die Zeit schneller vorbei.«

»Das stimmt. Die einzige Gesellschaft, die ich auf dieser Fahrt bisher hatte, sind das Radio und mein Sohn.«

»Ihr Sohn?«

Bill lächelte. »Er ruft mich alle paar Stunden auf dem Handy an, um zu hören, wie weit ich noch weg bin. Seine Mum und ich sind geschieden. Er lebt bei ihr in Sydney, ich wohne in Melbourne. Ich habe ihn an einem Wochenende im Monat und zwei Wochen in den Sommerferien. Darum fahre ich nach Sydney. Ich hab Mark an Weihnachten nicht gesehen, deshalb nehme ich ihn jetzt mit nach Melbourne. Wir haben zwei ganze Wochen zusammen. Das wird toll. Er freut sich seit einem Jahr darauf.«

»Klingt, als gelte dasselbe für Sie.«

»Was soll ich sagen? Ich liebe es, ihn bei mir zu haben. Natürlich führt das dazu, dass ich ihn verwöhne, sehr zum Ärger seiner Mutter – aber, verdammt, sie darf schließlich mit ihm zusammenleben, da finde ich, dass ich das Recht habe, es ein bisschen zu übertreiben, wenn ich ihn mal sehe.«

»Ist sie eine gute Mutter? Ich will nicht neugierig sein ...«

»Schon okay, das stört mich nicht. Sie ist ein bisschen übervorsichtig und kann ziemlich selbstsüchtig sein, aber zumindest ist sie eine bessere Mutter als Ehefrau.«

Hoffe ich.

Bill ermahnte sich, Gloria nicht niederzumachen, nicht gegenüber einer Fremden. Er ließ sich seinem Bruder gegenüber schon genügend über sie aus.

»Haben Sie Kinder?«, fragte er.

»Nein.«

Merkwürdig. Bill hätte geschworen, dass sie Kinder hatte. Sie sah wie der mütterliche Typ aus – wenn es überhaupt einen »Typ« gab –, aber was wusste er schon?

Der Verkehr wurde dichter. Das war seltsam, da bis Albury, also für ungefähr eine Stunde, keine Ampeln mehr kamen. Der

Victoria-Abschnitt des Hume führte durch keine größeren Städte, da gab es eigentlich nur Wangaratta, und auch dort tobte nicht gerade das wilde Leben. Er verringerte seine Geschwindigkeit, bis er nur noch etwa sechzig fuhr. Als er den Stau vor sich sah, brummte er vor sich hin und drückte den Fuß auf die Bremse.

»Ungewöhnlich, dass hier draußen ein Stau ist«, sagte Joan.

Sie klang nicht annähernd so wütend, wie Bill sich fühlte.

Schließlich kam Bills Jaguar hinter einem roten Sedan voller Kinder zum Stehen.

Auf dem linken Seitenstreifen mahnte ein Schild sie, sich links zu halten, sofern sie nicht überholten.

»Was zum Teufel ist da los?«, grummelte Bill, während er den Schalthebel auf Parken stellte und die Handbremse anzog.

»Wahrscheinlich ein Unfall.«

»Muss ein großer Unfall sein.«

Der Verkehr in Richtung Melbourne war ebenfalls zum Stillstand gekommen. Er drehte das Radio leiser. Er hörte keine Sirenen.

Wenn es wirklich einen Unfall gegeben hatte, war es kein gutes Zeichen, dass er keine Polizei- oder Notarztsirenen hörte. *Wie weit entfernt wird es wohl passiert sein?*, fragte sich Bill.

»Verdammt.« Bill seufzte und schnallte sich ab. »Wir könnten noch Stunden hier festsitzen.«

»Ich bezweifle, dass es noch so lange dauert«, entgegnete Joan. »Ich bin mir sicher, dass sie eine Spur durchlassen. Es kann schon noch ein bisschen dauern, aber spätestens in einer Stunde bewegt sich der Verkehr garantiert wieder.«

»Sie wissen ja wirklich 'ne Menge über Verkehrsunfälle. Sind Sie Polizistin oder so?«

Joan gab ein Geräusch von sich, das irgendwo zwischen lachen und würgen lag. »Wohl kaum. Ich bin nur viel auf Highways unterwegs, das ist alles.«

»Dann reisen Sie viel?«

»Ich schätze, das könnte man sagen.«

Draußen begannen die Leute, ihre Autotüren zu öffnen. Einige stiegen aus und streckten sich, andere stellten sich auf

die Zehenspitzen, um zu sehen, warum es nicht weiterging, aber die meisten saßen einfach nur verschwitzt und gereizt in ihren Fahrzeugen.

Die Klimaanlage des Jaguars arbeitete gut, aber Bill wusste, dass es dem System nicht sonderlich guttat, weiter Benzin zu pumpen, während das Auto stand. Wenn sie sich nicht bald wieder in Bewegung setzten, würde er die Klimaanlage und den Motor abstellen müssen, da dieser sonst ebenfalls Gefahr lief, zu überhitzen.

»Das sieht nicht gut aus. Es bewegt sich kein einziges Auto.« Bill spürte, dass er zu glühen begann und nervös wurde, obwohl ihm die kühle Luft noch ins Gesicht blies.

Joan nahm ihre Sonnenbrille ab und drehte sich zu ihm um. Zum ersten Mal sah Bill ihre Augen. Sie waren grün, wie bei einer Katze; sie wären wirklich hübsch gewesen, hätte nicht dieser tiefe Kummer in ihnen gelegen. Er erkannte Intelligenz in ihnen, aber nur wenig Mitgefühl.

»Keine Sorge, Ihr Sohn ist auch noch da, wenn Sie ein paar Stunden zu spät kommen.«

Bill stellte sich Marks rundes Gesicht und seine großen blauen Augen vor, so voller Enttäuschung. Mark regte sich schon auf, wenn Bill nur eine halbe Stunde zu spät kam. Bill konnte sich nur allzu gut ausmalen, wie traurig er sein würde, wenn er erfuhr, dass sein Dad eine Stunde oder mehr zu spät kommen würde.

»Ich warte zehn Minuten«, sagte Bill. »Wenn es dann noch nicht weitergeht, steige ich aus und schaue nach, was zur Hölle da los ist.«

»Sie können da nicht viel tun. Wir sind von allen Seiten zugeparkt.«

Bill wandte sich ab und sah aus dem Fenster. Er schaute auf ein Meer aus stehenden Fahrzeugen.

Er drehte sich wieder um und schlug aufs Lenkrad. »Das ist wirklich toll.«

»Hey, wenigstens haben Sie Gesellschaft«, bemerkte Joan.

Bill musste lächeln. »Wie gut sind Sie in ›Ich sehe was, was du nicht siehst‹?«

»Das ist mein Spezialgebiet.«

Als Bill zurückkehrte, fand er Joan halb im, halb außerhalb des Autos vor, mit ausgestreckten Beinen und vermutlich in der Hoffnung, einen Hauch der nicht existenten frischen Brise zu erhaschen. Ihre Tasche lag auf dem Boden.

»Das ist verrückt da draußen. Die Leute haben sich schon häuslich eingerichtet – ich hab ein paar Teenager gesehen, die auf dem Dach ihres Vans in der Sonne braten. Hier, ich hab Ihnen ein Geschenk mitgebracht.« Er reichte ihr eine Dose Bier. Er nickte in Richtung ihrer Tasche und fragte: »Wollen Sie irgendwo hin?«

»Oh, nein, ich wollte nur meine Sonnencreme und meine Wasserflasche.« Sie nahm das Bier. »Wo kommt das denn her? Ist ein Bierlaster in den Unfall verwickelt?«

»Nein, ich habe diesen Typen getroffen, der zu wissen schien, was los ist. Er hatte Bier im Wagen und hat mich auf ein paar eingeladen. Wie hätte ich so ein Angebot ablehnen können?«

Bill ging zur Fahrerseite, öffnete die Tür und ließ sich auf den Sitz fallen. Das Leder fühlte sich an der Unterseite seiner Beine nur für eine paar Sekunden kühl an, bevor es seine Körperwärme annahm.

»Tagsüber Alkohol auf einem öffentlichen Freeway – Sie sind ein böser Junge.« Die Dose zischte, als Joan sie öffnete. Sie nahm einen Schluck. »Aber die mag ich besonders.«

»Keine Ursache.«

Die Hitze im Auto fühlte sich an wie die Simpson-Wüste um zwölf Uhr mittags. Draußen war es zwar marginal kühler, aufgrund der brennenden Sonne aber auch gefährlicher. Das Auto war ein guter Schutzschild – solange die Unfallwracks nicht weggeschafft worden waren, musste er eben ein bisschen Wärme ertragen.

Das Gebiet, in dem sie gehalten hatten, war beinahe baumlos, eine der offensten Gegenden auf dem Abschnitt zwischen Melbourne und Albury. Sonnenverbrannte Hügel durchbrachen die ansonsten flache Landschaft.

Die Kinder in dem Sedan machten eine Wasserschlacht im Auto und ignorierten das müde Geschrei ihrer Eltern. Dass die Kinder bei dieser Hitze eine solche Energie entwickeln konnten,

verblüffte Bill, von der Verschwendung des wertvollen Wassers ganz zu schweigen.

»Also, was ist nun los?«, fragte Joan.

»Drei Autos sind ineinander gekracht. Anscheinend sind ein paar Teenager umgekommen. Wir stecken hier mindestens noch eine Stunde fest ... Wahrscheinlich eher zwei.«

Joan schluckte das Bier in ihrem Mund hinunter. »Tut mir leid.«

Bill seufzte. »Ja, mir auch. Aber ich kann es ja nicht ändern. Mark wird seine Mutter einfach noch ein paar Stunden länger aushalten müssen. Vermutlich wäre es bei dem Tempo sogar schneller, zu Fuß nach Sydney zu gehen. Ich nehme es nicht persönlich, wenn Sie verschwinden wollen.«

»Selbst wenn ich zu Fuß schneller wäre, ist es entschieden angenehmer, in einem Auto zu sitzen, als zu laufen. Ich bin in letzter Zeit viel zu Fuß gegangen; ist ganz angenehm, sich mal auszuruhen. Außerdem ist die Gesellschaft nett. Vielleicht sollten Sie ihn anrufen.«

»Nein, ich warte, bis er mich anruft. Ich will ihm den Tag nicht früher verderben als unbedingt nötig.«

»Nur weil Sie ein paar Stunden später kommen, versaut ihm das doch nicht den Tag, oder? Seine Mum kann unmöglich so ein Ungeheuer sein.«

Sie haben ja keine Ahnung.

»Mark kann furchtbar wütend werden, wenn etwas nicht nach seinem Kopf geht. Er erwartet, dass ich gegen sechs Uhr da bin, wenn ich auch nur ein bisschen später komme, bricht schon eine kleine Welt für ihn zusammen. Sie wissen ja, wie Kinder sind ...« Er biss sich im wahrsten Sinne des Wortes auf die Zunge – nicht sehr, aber immerhin stark genug, um sich für seine Gedankenlosigkeit zu bestrafen. »Tut mir leid.«

»Was denn?«

Bill lehnte sich aus dem Auto, spuckte Blut auf die Straße und ließ sich wieder in den rutschigen Sitz fallen. »Ich ... ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten ...«

»Das sind Sie nicht«, versicherte Joan. »Nur, weil ich keine Kinder habe, heißt das nicht, dass ich nicht weiß, wie sie sind. Außerdem ist das ja nur so eine Redensart.«

»Ich neige dazu, ziemliche Dummheiten von mir zu geben – ich rede, ohne nachzudenken. Falls ich also irgendwas sage, was mir nicht zusteht, entschuldige ich mich jetzt schon dafür.« Er spuckte noch mehr Blut aus. Er hatte sich doch stärker auf die Zungenspitze gebissen, als er vermutet hatte.

»Hier«, sagte Joan und reichte ihm die Bierdose. »Sie ist noch halbvoll. Ich mag nicht mehr.«

»Sind Sie sicher? Ich hatte schon zwei. Und ich trinke gar nicht so gern Foster's.«

»Früher hab ich Bier gehasst. Ich trinke es erst, seit ...« Sie lächelte hastig. »Na ja, wie dem auch sei, ich mag Bier nicht besonders, Punkt. Es war nur schön, etwas Kühles zu trinken.«

Bill griff nach der Dose. Er nahm einen Schluck, bewegte die schaumige Flüssigkeit in seinem Mund hin und her, zuckte zusammen, als das Bier über die wunde Stelle an seiner Zunge floss und schluckte schließlich.

»Und, haben Sie den Unfall gesehen?«, fragte Joan.

»Nein, aber ich weiß, dass drei Autos beteiligt waren, und dass es jede Menge Blut gab.«

»Das ist eine merkwürdige Aussage, wenn man bedenkt, dass Sie den Unfall gar nicht gesehen haben.«

»Ich hab die Informationen von Glens Sohn.«

»Glen?«

»Der Typ mit dem Bier.«

Joan nickte.

»Anscheinend mag der Junge das ganze Chaos nach Auto-unfällen. Er findet es ›cool‹. Er hat mir von dem ganzen Blut erzählt. Wirklich ein reizender Junge. Er wollte unbedingt den Rettungskräften bei ihren Aufräumarbeiten zuschauen. Ich kann Ihnen sagen, wenn Mark sich je so benimmt, kriegt er einen ordentlichen Tritt in den Hintern.«

»Das ist die Schuld des Vaters«, erwiderte Joan mit einem Anflug von Boshaftigkeit. »Er hat das Leben des Jungen vermutlich für immer verpfuscht.«

Bill hatte gerade zu einem weiteren Schluck angesetzt, drehte sich aber stattdessen um und starrte Joan an.

»Hey, immer schön ruhig mit den verbalen Dad-Prügeln. Bei

Ihnen klingen wir alle wie Mistkerle.« Er lächelte, aber Joan erwiderte seine Freundlichkeit nicht.

»Tut mir leid. Ich wollte damit nicht sagen, dass alle Väter Mistkerle sind. Es ist nur ... wer lässt sein Kind so etwas sehen? Menschen haben da gerade ihr Leben verloren, und alles, was dem Jungen dazu einfällt, ist, dass es cool ist? Das ist furchtbar.«

Es war furchtbar, Bill stimmte ihr zu – das Kind hätte mehr Respekt vor den Toten haben sollen, aber Glen schien ein ganz netter Kerl zu sein. Trotzdem ließ er zu, dass sein Kind beobachtete, wie die Männer die Leichen wegtrugen – was für ein Vater erlaubte so etwas? Vielleicht hatte er das Leben des Kindes verpfuscht. Wer konnte schon wissen, was für ein Vater der Typ war? Er kannte Glen nicht besser, als er Joan kannte. Soweit er wusste, hätte jeder von ihnen ein Mörder sein können.

Joan, eine Mörderin? Das bezweifle ich.

Eine Frau war ebenso zu Misshandlungen und Mord fähig wie ein Mann, sagte er sich. Zum Beispiel seine Frau Gloria: Sie konnte genauso kalt und grausam sein wie jeder andere, den Bill kannte. Er hoffte, dass sie Mark eine ausgeglichene, freundliche und hingebungsvolle Mutter war, aber er hatte da so seine Zweifel. Das war das Wichtigste, was er in den kommenden zwei Wochen mit Mark besprechen wollte. Mark hatte nie etwas Schlechtes über seine Mum gesagt, aber Bill hatte im Lauf des letzten Jahres eine schleichende Veränderung an dem Jungen bemerkt: Er zog sich immer mehr zurück, und auch wenn er sich schon immer sehr darauf gefreut hatte, Zeit mit Bill zu verbringen, grenzte diese Begeisterung mittlerweile beinahe an Besessenheit.

»Und was ist mit Müttern?«, fragte Bill und setzte seinen Gedankengang damit laut fort.

Joan biss sich auf die Unterlippe. »Was soll mit ihnen sein?«

»Na, die können das Leben ihres Kindes genauso versauen wie die Väter, glauben Sie nicht?«

»Das ist nicht dasselbe«, antwortete sie nach einer Pause. »Mütter und Väter haben unterschiedliche Beziehungen zu ihren Kindern. Ich glaube nicht, dass eine Mutter je absichtlich ihrem Kind etwas antun würde.«

Bill warf die fast leere Bierdose aus dem Fenster. Sie rollte scheppernd über die Straße und hinterließ eine Bierspur. Er hatte genug lauwarmes Bier für einen Tag getrunken. »Und Väter tun das? Mütter sind Menschen, genau wie wir Väter. Sie sind absolut in der Lage, ihre Kinder zu verletzen, absichtlich ebenso wie unabsichtlich.« Er war mittlerweile vollkommen durchgeschwitzt. »Stimmen Sie mir da nicht zu?«

»Das habe ich noch nie erlebt«, erwiderte Joan. »Ich habe gesehen, welchen Schaden ein Vater anrichten kann, bei seinen Kindern und seiner Frau, aber nie eine Mutter. Eine Mutter würde nie zulassen, dass ihr Kind dabei zuschaut, wenn die Leichen eines Verkehrsunfalls abtransportiert werden. Dieser Glen ist nachlässig und ein Mistkerl.«

»Das geht ein bisschen zu weit.« Bill wischte sich den Schweiß von der Stirn und wünschte sich inständig, er wäre wieder in seinem klimatisierten Wagen unterwegs – allein. »Sie wissen doch gar nichts über Glen. Ich hab seine Frau kennengelernt, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, sie klang wie eine ziemliche Schlampe. Ich wette, dass sie mehr Schuld an den unnatürlichen Vorlieben des Kindes trägt als Glen.«

»Das bezweifle ich. Weshalb, glauben Sie, spricht das Gericht bei Scheidungsfällen meistens der Mutter das Sorgerecht zu, und nicht dem Vater?«

Bill fühlte sich, als habe jemand ein Loch in seine Brust gehauen, sein Herz gepackt und es herausgerissen. »Was wollen Sie damit sagen? Dass alle Väter schlecht sind? Dass wir alle unsere Kinder schlagen und misshandeln? Wollen Sie damit sagen, *ich* sei ein schlechter Vater?« Sein Hemd war klitschnass. Sein Herz schlug wie wild – nicht sehr empfehlenswert bei hohem Blutdruck. Dr. Enticott wäre ganz und gar nicht zufrieden mit ihm gewesen, er hatte ihn schon mehrfach vor zu viel Stress und Aufregung gewarnt.

»Ich will damit nur sagen, dass ich glaube, dass Mütter der bessere Elternteil sind. Das geht nicht gegen Sie, Bill.«

»Oh, na dann vielen Dank.«

»Ich meine, Ihre Frau hat das Sorgerecht für Ihren Sohn. Was sagt Ihnen das?«

»Dass die Gerichte ein Witz sind und die Gerechtigkeit ein Spiel ist.«

»Da stimme ich Ihnen zu«, sagte Joan, und in ihre leiser werdende Stimme legte sich ein Anflug von Bitterkeit.

»Meine Exfrau ist nicht gerade eine Supermutter, das kann ich Ihnen sagen. Eigentlich ...« Er bremste sich, bevor er sich noch mehr echauffierte; er hatte schon zu viel gesagt.

»Was eigentlich?«, wollte Joan wissen.

Bill schüttelte den Kopf. »Nichts, ich hätte nichts sagen sollen. Vergessen Sie's.«

»Sie können es mir sagen.«

»Ich hab keine Ahnung, wieso ich überhaupt etwas gesagt habe. Vielleicht ist es gar nicht wahr.«

»Sie wollen mit jemandem darüber sprechen, deshalb. Und die Fahrt bis Sydney ist noch lang.«

Bill seufzte. »Nun, Ihr ganzes Gerede über schlechte Väter hat mich wirklich wütend gemacht und ich musste daran denken, dass nicht alle Väter Mistkerle sind und nicht alle Mütter Heilige.« Er atmete tief ein und war überrascht, wie schwer es ihm fiel, auszusprechen, was er schon seit so langer Zeit in sich trug. »Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, meine Exfrau misshandelt unseren Sohn.«

Joan nickte. Sie schien nicht beunruhigt über seine Äußerung – es war fast so, als habe sie es die ganze Zeit gewusst. »Welche Art von Misshandlung? Körperlich? Geistig? Sexuell?«

Bill wand sich in seinem Sitz und zog das nasse Hemd von seiner feuchtkalten Haut. »Ach, Scheiße, ich weiß es auch nicht. Vielleicht stimmt es ja auch gar nicht. Vielleicht mache ich ja auch eine Mücke zu einem Elefanten.«

»Hat er denn schon mal was zu Ihnen gesagt?«

»Nein.«

»Vielleicht hat er ja Andeutungen gemacht.«

»Zum Beispiel?«

»Hat er von angeblichen Freunden gesprochen, die von ihrer Mutter misshandelt werden oder darüber geklagt, dass ihm die Arme oder Beine wehtun?«

Bill zuckte die Achseln. »Nicht, dass ich mich erinnern könnte.

Es ist eher, weil ich weiß, wie aufbrausend Gloria sein kann, und Mark ist in letzter Zeit so ruhig. Normalerweise ist er ein ziemlich aufgewecktes Kind. Hier und da hab ich einen blauen Fleck bemerkt, aber wenn ich ihn frage, dann zuckt er nur mit den Schultern und sagt, er habe in der Schule Fußball gespielt. Kann ja sein, dass er die Wahrheit sagt und gerade nur eine stille Phase durchmacht, aber der Gedanke daran, dass Gloria ihn misshandelt, zerreißt mich innerlich.«

»Alle liebenden Eltern würden sich so fühlen.« Joan seufzte und schüttelte den Kopf. »Ich kann nur einfach nicht glauben, dass eine Mutter ihrem Kind so etwas antun würde. Sie sollten das melden.«

»Da gibt's nichts zu melden. Sie hat ja nichts getan – jedenfalls nichts, wovon ich wüsste. Ich habe nur dieses unbestimmte Gefühl.«

»Nun, der Instinkt eines Elternteils sollte genügen. Eltern wissen, wenn etwas mit ihrem Kind nicht stimmt. Unglücklicherweise ist Instinkt aber etwas, worauf die Polizei nichts gibt. Ich habe immer geglaubt, nur Mütter hätten ihn, aber ich sehe jetzt, dass es den auch bei Vätern gibt.«

Joans Worte verstärkten bei Bill das Gefühl, sie sei der mütterliche Typ. Irgendetwas an ihr wirkte wie eine Mutter; sie wusste einfach zu gut, wie es war, Kinder zu haben. Sie hatte zwar behauptet, sie habe keine, aber das musste ja nicht heißen, dass sie nie Kinder gehabt hatte.

»Ich will meinen Sohn nur beschützen«, sagte Bill, und seine Brust verkrampfte sich. »Mein Gott, ich verdiene fast doppelt so viel wie Gloria, aber weil sie die Mutter ist, hat sie das Sorgerecht für Mark. Mir ist egal, was Sie denken, aber das ist nicht richtig. Und wenn ich ihr wirklich nachweisen kann, dass sie ihn misshandelt, dann wird Mark bei mir leben, und das wird mich zum verdammten noch mal glücklichsten Vater der Welt machen.«

»Ich bewundere Ihre Hingabe für Ihren Sohn. Darum geht es doch beim Elternsein: für die Kinder da zu sein, wenn sie dich brauchen, sie bedingungslos zu lieben, ihnen das beste Leben zu ermöglichen und zu hoffen, dass sie glücklich werden und dich am Ende berleben.«

»Ich kann mir nichts Schlimmeres vorstellen, als dass Eltern den Tod ihrer Kinder erleben«, sagte Bill. »Das ist unnatürlich und grausam. Ich glaube nicht, dass ich noch weiterleben könnte, wenn Mark irgendetwas passiert. Ich frage mich, wie die Eltern der Teenager von diesem Verkehrsunfall das verkraften – wie sollen sie denn damit fertig werden?«

»Sie werden damit fertig werden. Sie müssen. Jeder findet seinen eigenen Weg, mit Schmerz und Tragödien umzugehen. Ihr Sohn lebt bei Ihrer Ex, Sie sehen ihn nur ein Viertel des Jahres, aber irgendwie werden Sie damit fertig, oder nicht?«

Bill nickte. »Aber das ist etwas anderes. Ich spreche ja fast jeden Abend mit ihm. Und ich weiß immer, dass ich ihn bald sehe. Es ist vielleicht kein perfektes Leben, aber immerhin weiß ich, dass er lebt, und ich bete, dass es ihm gut geht.«

»Ich werde damit fertig, indem ich trampe.«

»Eine gefährliche Wahl, wenn Sie mich fragen.«

Joan tat die Anmerkung mit einem Schulterzucken ab. Vermutlich war sie schon tausendmal über die Gefahren des Trampens belehrt worden. »Es ist eine gute Möglichkeit, die Vergangenheit und den Schmerz hinter sich zu lassen.«

»Müssen Sie denn so viel Schmerz hinter sich lassen?«

»Er reicht für ein ganzes Leben.«

»Und funktioniert es? Sind Sie schon schmerzfrei?«

Joan nahm ihre Brille ab und schaute Bill in die Augen.

Er hatte seine Antwort.

»Aber ich bin fast fertig«, sagte sie dann. »Bald wird mein Schmerz Vergangenheit sein. Da bin ich sicher.«

»Und wenn es vorbei ist, was werden Sie dann tun? Weitertrampen?«

Joan kaute auf ihrer Unterlippe, während sie nachdachte. Es dauerte lange, bis sie etwas erwiderte. »Das kann ich Ihnen nicht beantworten«, sagte sie schließlich. »Ich wünschte, ich könnte es.«

Bill wischte sich mit dem immer nasser werdenden Hemd den Schweiß von der Stirn. Er sah auf die Uhr. Es war beinahe eins. Er drehte sich zu Joan um; sie hatte die Sonnenbrille wieder aufgesetzt und ihre Augen versteckt. »Dieses ganze tiefgründige,

bedeutungsschwangere Gerede hat mir Appetit gemacht. Haben Sie Hunger?«

Sie nickte.

»Zehn Minuten von hier ist ein McDonald's. Eigentlich sogar zwei, direkt gegenüber voneinander. Die Leute strömen da in Scharen hin, meinte Glen. Ich könnte uns ein paar Cheeseburger und Getränke holen.«

Joan erschauerte.

Bill fand das merkwürdig, aber da Joan sich ihrer Reaktion gar nicht bewusst zu sein schien, entschied er sich, sie nicht darauf anzusprechen.

»Ich glaube, ich passe.«

»Also, ich glaube, nebenan ist eine Tankstelle. Ich könnte Ihnen auch von da was mitbringen, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Wenn ich recht darüber nachdenke, bin ich eigentlich gar nicht so hungrig. Gehen Sie ruhig, ich bleibe solange hier.«

»Wie Sie meinen.« Bill dachte über den Spaziergang zum Fast-Food-Restaurant und zurück nach. Der Laden hatte sicher eine Klimaanlage, aber auf dem Weg dahin musste er sich durch 41 Grad Hitze oder mehr quälen – eine nicht sonderlich verlockende Aussicht. Er entschied aber, dass er bei seiner Wanderung über den Freeway auf jeden Fall auf sein klammes Hemd verzichten konnte. Wenn draußen auch nur eine leise Brise geweht hätte, hätte sich das nasse Hemd einfach herrlich auf seiner Haut angefühlt; aber die Luft war ebenso windstill wie heiß, sodass das Hemd sich schlicht beengend anfühlte. Er beschloss, sein weißes Nike-Hemd auszuziehen, hielt es aber für höflicher, Joan zu fragen.

»Stört es Sie, wenn ich mein Hemd ausziehe? Ich schwitze wie ein Schwein.«

»Bitte sehr«, sagte Joan.

Bill steckte die Zigarettenschachtel aus seinem Hemd in die Tasche seiner Shorts, beugte sich dann nach vorne und zog es aus. Es fühlte sich wundervoll an, sich von der klebrigen Hitze des Stoffes zu befreien.

»Besser?«, fragte Joan.

»Viel besser.«

Joan bot ihm ihre Wasserflasche an. »Hier, Sie können die wahrscheinlich besser gebrauchen als ich.«

Bill schüttelte den Kopf. »Die gehört Ihnen. Die brauchen Sie doch noch.«

»Ich hatte genug. Ehrlich. Nehmen Sie. Das Wasser ist warm, aber es erfüllt seinen Zweck. Aber kann ich die Flasche wiederhaben, wenn Sie fertig sind? Die ist praktisch, und ich muss mir keine neue kaufen.«

»Sicher.« Er nahm die Flasche, schraubte den Deckel ab und zögerte. In den seltenen Fällen, in denen er aus der Flasche von jemand anderem trank, wischte er immer zuerst den Hals ab, bevor er sie an seinen Mund setzte. Das war eine Angewohnheit von ihm, die Mark, wie er beobachtet hatte, vor einiger Zeit übernommen hatte. Bill entschied jedoch, dass es viel zu pedantisch wirkte und beleidigend wäre, wenn er seinem Instinkt nun auch vor Joans Augen folgte, also setzte er die Wasserflasche an die Lippen und trank den Rest; viel war es nicht mehr. Als er fertig war, reichte er Joan die leere Flasche und wischte sich den Mund ab. »Viel besser, danke.«

»Gern geschehen. Ehrlich, ich bin beeindruckt.«

»Wovon?«

»Ihrem Körper. Trainieren Sie?«

Bill nickte. »In meinem Alter brauche ich jede Hilfe, die ich kriegen kann.«

Joans Blick blieb ein paar Sekunden länger als nötig an seinem Oberkörper hängen – nicht, dass Bill das gestört hätte. Wenn eine attraktive Frau wie Joan fand, sein Körper bedürfe einer näheren Betrachtung – wer war er da, sie daran zu hindern?

»Sind Sie sicher, dass Sie nichts essen oder trinken möchten? Ich gehe nicht noch mal los, falls Sie Ihre Meinung ändern.«

»Nein, wirklich, ich brauche nichts.«

Bill stieg aus dem Wagen. »Okay, ich bin ...« Sein Handy klingelte. Er setzte sich wieder in den Sitz, streckte die Beine aus dem Auto, griff nach dem ziemlich heißen Telefon, nahm ab und drückte sich das Handy ganz dicht ans Ohr. »Bill Singleton.«

»Dad, wo bist du?«

»Auch hallo.«

»Daaaad. Wie lange dauert's noch?«

»Also ...«, er wandte sich Joan zu und verdrehte die Augen.
Mein Sohn, sagte er stumm.

Joan lächelte ihn mitfühlend an.

Er wandte sich wieder von ihr ab und sagte mit sanfter, beruhigender Stimme: »Ich komme heute Abend ein bisschen später, Kumpel. Tut mir leid.«

Am anderen Ende hörte er ein Luftschnappen. »Was? Später? Wieso?«

»Auf dem Freeway ist ein Unfall. Ein schlimmer. Der Verkehr steht schon seit einer Stunde still und ich hab keine Ahnung, wie lange es noch dauert, bis wir weiterfahren können.«

»Wie spät kommst du denn dann?«

»Ich komme, so schnell ich kann, okay? Die Polizei räumt schon die Unfallstelle frei.«

»Blöde Idioten. Wieso fahren die nicht besser?«

»Das frage ich mich auch, Mark, aber es ist nicht nett, schlecht über die Toten zu sprechen.«

»Wieso?«

Bill seufzte. Er war viel zu müde für eine Frage- und Antwortstunde mit Mark. »Wir besprechen das auf der Fahrt nach Hause. Ich muss jetzt Schluss machen. Daddy hat Hunger und schwitzt wie ein Schwein. Was macht deine Mum?«

»Wen interessiert's?«, antwortete Mark leise. »Ich wünschte, du wärst hier, Dad.«

Bill biss die Zähne zusammen. »Ich weiß, ich auch. Und du sei ein braver Junge, bis ich da bin, okay?«

Stille.

»Mark? Okay?«

»Ja, ja. Was gibt's zum Mittagessen?«

»Wahrscheinlich McD.«

»Ich hatte ein langweiliges Hühnchensandwich. Würg! Mum hat mich gezwungen, es zu essen.«

Bill lächelte, als er sich vorstellte, wie Mark sich weigerte, das langweilige Sandwich zu essen, aber als sich der Gedanke daran, was Gloria vielleicht getan hatte, damit er es aß, in seinem Kopf festsetzte, fiel ihm das Lächeln aus dem Gesicht.

»Ich hab dich lieb. Wir sehen uns bald, Kumpel.«

»Tschüss, Dad.«

Mit bleiernen Fingern beendete Bill das Gespräch.

Er hatte keine Lust verspürt, zu rauchen, seit sie in diesem Stau feststeckten – die Hitze war auch ohne Qualm im Mund und in den Lungen schon kaum auszuhalten – aber jetzt wünschte er sich nichts sehnlicher. Er legte das Handy ab, holte die Zigarettenschachtel aus seiner Hosentasche und zog eine Marlboro heraus. Er drehte sich zu Joan um. »Mark wird nicht begeistert sein, aber ich finde, ich habe eine verdient, denken Sie nicht auch?«

Der Beifahrersitz war leer. Joan und ihre Tasche waren verschwunden.

Er schaute zur Windschutzscheibe hinaus und dann aus der Heckscheibe. Sie war nirgends zu sehen.

Auf Joans Platz lag jedoch ein Stück Papier. Er lehnte sich hinüber und hob es auf. Die Nachricht war mit blauem Kugelschreiber geschrieben (zweifelloos seinem blauen Kugelschreiber – er steckte immer in der Ablage zwischen den Sitzen). Sie lautete:

*Danke für die Gesellschaft, aber ich muss einen Weg finden,
meinen Schmerz zu beenden. Mark kann sich glücklich
schätzen, Sie zu haben.*

Mit einem Lächeln steckte Bill den Zettel ein, lehnte sich zurück und zündete die Zigarette an.